

Aus der politischen Woche

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 14

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Aber wie ist das möglich, daß er in der nämlichen Nacht zu so vielen Kindern zugleich gehen kann?“

„Der dreht sich eben flinker, als so ein langweiliger Steinerknirps“, fertigte ihn Anna unwillig ab. Er hätte ja mit seiner Fragerci den Friedli in böse Zweifel verzetzen können. Ein Zeitchen schwieg er. Aber seine Wißbegier war zu munter geworden, als daß er sich so ohne weiteres ergeben hätte.

„Was wollt ihr denn eigentlich mit diesen Blättern vornehmen?“ fragte er weiter.

Frieda mußte ihn belehren: „Weißt du, die bindet die Mutter fest auf die Eier. Letztes Jahr war um Ostern alles grün, und da sammelten wir auch Kerbelblätter und Mauerfarn. Wenn dann die Eier in Zwiebelshalen gesotten sind, fischt man sie mit der Schaumfelle heraus und schält sie auseinander. Dann sind auf den braunen Schalen die Blätter als weiße Streifen und Blümchen abgebildet.“

Der Steinerbub staunte. Solche Wunderdinge gab es im Schwandhäuschen nicht. Ob er wohl auch Blätter mit heimnehmen durfte? Anna lachte ihn aus. Im Steinerhäuschen gebe es ja keine Hühner, und es sei gar nicht notwendig, daß jedermann so schöne Ostereier habe. — Daraus wurde also nichts. Und indem er mißmutig eine Handvoll Blätter ins Körbchen trug, trozte er zurück:

„Aber wenn ihr selber solche Eier zurechtmacht, was braucht ihr dann auch noch einen Osterhasen?“

„Die aus der Küche sind halt für die Großen, und der Osterhase legt sie für die Kinder“, erklärte Frieda.

Das weckte die Neugier Friedlis und er fragte:

„Eben, wie so weiß der Osterhase immer, wie wir unsere Eier sieden? Er legt sie ja immer ganz gleichfarben und glänzend geschwartet sind sie auch, wie die im Körbchen.“

„Ihr seid alle naseweise Schwächer und achtet gar nicht mehr, wohin ihr tretet. Hier habt ihr auch eines der schönsten Stöcklein zerdrückt. Ueberhaupt ist das Körbchen voll, kommt!“ So schloß Frieda, nahm das Körbchen und ging voran.

Der Steinerbub stapfte auch heimzu. Er sann immer noch dem Osterhasen nach. Wenn dieser für die Kinder kam, also dann auch für ihn. Daß ihm das nicht früher eingefallen war! Schnell wollte er unter dem Weidenstode hinter dem Gärtlein ein Nestchen zurechtbauen. Das sollte für den schlauen Osterhasen ein Leichtes sein, dieses zu finden. Dürres Mauergras fand er auch, und mehr als genug. Es mußten aber viele Eier darinnen Platz haben, wenn er jedem seiner Geschwister eines davon geben wollte. Das mußte ihm ein großes Staunen werden, wenn er mit dem Neste voll der schönsten Eier kam! Er hütete sein Geheimnis sorgfältig; niemand sollte vorzeitig etwas darüber erfahren.

Am Ostermorgen schlüpfte im Steinerhäuschen schon zeitig ein Knabe aus der verrauchten Küche ins Freie. Sorglich schloß er hinter sich die Holzfalle der Doppeltüre. Wieviel Eier es wohl sein mochten? Er schlich zum Weidenstod hinüber. — Das Nest war leer. Auf dem Gesichte des Knaben malte sich maßlose Enttäuschung und Ratlosigkeit. War auch der Osterhase nicht für alle Kinder da? Oder wußte der auch schon, daß er nur der Steinerbub und nicht der Schwandfriedli war? — Vielleicht war der Hase dieses Jahr gar nicht gekommen, auch zu Friedli nicht. Rasch entschlossen lief er die Halde hinunter, durchquerte die große Schwandhoffstatt, bog um die Speicherecke und wollte gerade hinter den Johannisbeerstrauch schlüpfen. Doch ein Geräusch warnte ihn. Obschon er mit ganz ehrlichen Absichten gekommen war, verhielt er sich sorgsam hinter der schützenden Speicherwand still, die Hände in den Hosentaschen fest verankert.

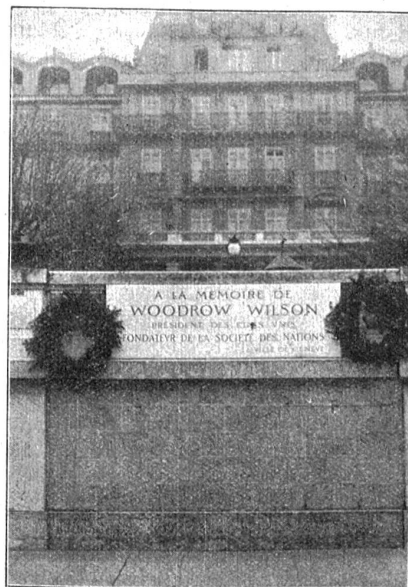
Da schritt wahrhaftig die Schwandbäuerin selbst mit einem Körbchen der Beerenhecke entlang und der hohen Gartenmauer zu. Die braunen Eier im Körbchen waren seinen Späheraugen nicht entgangen. Und als er die Bäuerin

ins Haus zurückkehren sah, das leere Körbchen steil unter den linken Arm gepreßt, zog er seine vorwichtige Nase zurück und bog die Mundwinkel zu einem verschmitzten Lächeln. Er war auf seine Weise zum Entdecker geworden. Und die Entdeckung mußte für ihn so wichtig sein wie für Kolumbus das Auftauchen des Strandes von Amerika. Eine große Last war von seiner Seele gefallen. Wenn das der Osterhase war, brauchte er ihm ja keinen Augenblick zu zürnen. Erhielt er doch alle Ostern, wenn er zu Schwandfriedli ging, auch ein schönes, zwiebelgebräuntes Ei von der Bäuerin. Wenn es schon nicht eine behänderte Schale hatte, es schmeckte doch ebenfogut. Einen Osterhasen, der den Steinerbub leer ausgehen ließ, gab es also nicht. Vor sich hinpfeifend und summend, stieg er bergwärts, dem Schwandhäuschen zu. Nur als er beim Weidenstode vorbei ging, warf er noch einen betrübten Seitenblick auf das Nest, das ihm die erträumte Gabe versagt hatte. Es wäre doch zu schön gewesen. Gottfried Heß.

Aus der politischen Woche.

Karfreitagsstimmung.

In der politischen Welt herrscht gegenwärtig entschieden Karfreitagsstimmung. Vor allem in Frankreich. Der Franken fällt weiter; er steht jetzt auf fast 17 unten — letzte Woche notierte er noch 18 und 19. Der neue Finanzminister Raoul Péret hat seinen Sanierungsplan mit Mühe und Not durch die Finanzkommission hindurch vor die Kammer gebracht. Der Hauptpunkt seines Projekts ist die Bürgersteuer, die ungefähr 8 Millionen mit 25—2000 Franken treffen und das zu erwartende Defizit von rund 6 Milliarden um etwa 2 Milliarden erleichtern würde. Dazu käme eine Erhöhung der Umsatzsteuern von 1,3 auf 2 Prozent und verschiedene andere indirekte Steuern wie Taxenerhöhung bei Post, Telephon, Telegraph und Eisenbahnen, Preisaufschläge bei Monopolartikeln wie Kaffee, Tabak, Zündhölzchen, Alkohol u. Schon angenommen sind von Kammer und Senat neue Einnahmen von zirka 1200 Millionen. Aber auch wenn die neuen Millionen vom Parlament genehmigt sind, ist für die französische Finanzsanie-



Die Wilson-Gedenktafel am Völkerbundsgebäude, die von der Stadt Genf mit frischen Kränzen geschmückt wurde.

rung nicht alles gewonnen. Nun kommt erst die wichtige Frage: wie sind die neuen Steuern dem französischen Volke mundgerecht zu machen? Bekanntlich ist der Franzose ein

lässiger Steuerzahler. In keinem Lande ist die Steuer-
verweigerung und der Steuerbetrug so populär wie in
Frankreich. Die englische Presse behauptet, Frankreich sei



Zur Leipziger Frühjahrsmesse.

Spreewälder Ammen machen für eine Korbwarenfabrik mit Kinderwagen
Reklame — zweifellos eine vielbeachtete.

immer noch das reichste Land und könnte seine Schulden
mit Leichtigkeit bezahlen, wenn seine Bürger zum Steuer-
bezahlen erzogen wären wie in England — oder sogar
wie in der Schweiz. Einer offiziellen Statistik zufolge
wären in ganz Frankreich bloß 363 Personen mit einem
Einkommen von über 1 Million Franken — gleich 200,000
Schweizerfranken — belastet, während der kleine Kanton
Baselstadt deren 57 zählt. Man wird als Wirklichkeit wohl
füglich das Fünf- oder Zehnfache annehmen dürfen. Der
größere Teil des französischen Einkommens versagt sich ein-
fach dem Fiskus. Es wird noch schwere Kämpfe abgeben,
bis der Franzose die bittere Notwendigkeit einsieht, dem
Staate geben zu müssen, was ihm gehört. Eine Lektion
in dieser Hinsicht waren die Pariser Stichwahlen vom letzten
Sonntag, die zwei Kommunisten zu einem Sitz in der Kam-
mer verhalfen. Wenn auch diese zwei neuen Kommunisten
zu den 26 bisherigen in der Kammer noch keinen Um-
sturz zu bewerkstelligen imstande sein werden, so mag doch
der Wahlausgang manchem biederen Bourgeois die Zeiten
der Pariser Kommune in schredhafte Erinnerung gerufen
haben. Wenn immer expropriert werden soll, dann lieber
noch zugunsten eines Staates, den man selber regieren helfen
darf. Man muß in der Beurteilung der französischen Steuer-
moral immerhin die individualistische Denkweise des Fran-
zosen in Rechnung stellen. Diese ist zur Stunde wohl ein
schweres Hemmnis für die Lösung der Finanzkrise; aber
auch eine wertvolle Garantie für den Weiterbestand der de-
mokratischen Staatsform in Frankreich. Lieber noch die
Kommunisten als die Fascisten, so lautete die Wahlsparole
in Paris, wo die Sozialisten und viele Radikale die kom-
munistischen Kandidaten unterstützten. Dies ist um so be-
achtenswerter, als es in Frankreich immer noch eine offi-
zielle Royalistenpartei gibt, die gerade in diesen Tagen
wieder lebhaft von sich reden macht. Eben hat sie durch
den Tod des Herzogs Philipp von Orléans, des Sohnes
des „Herzogs von Paris“, ihren Kronprätendenten verloren,
und da der Verstorbene kinderlos und der letzte aus der
französischen Linie des Hauses Bourbon war, müssen sie
sich nach einem neuen Repräsentanten der französischen

Königsidee umsehen. An Prinzen mit „legitimen“ An-
sprüchen auf den französischen Thron fehlt es in Europa kaum.

In Italien feierte der Fascio sein siebenjähriges
Bestehen. Mussolini sprach in Rom und in Mailand zu
seinen Schwarzhemden in zündenden Reden. Mit dem Ende
des Matteotti-Prozesses, das die erwartete Frei-
sprechung der Mörder gebracht hat — die Verurteilung zu
fünf Jahren Zuchthaus „wegen Totschlag“ war bloß Ro-
mödie, da diese Strafe durch Amnestie und Untersuchungs-
haft schon getilgt ist — hat der Fascismus auch die letzten
Reste einer politischen Opposition im Innern des Landes
ausgelöscht. Der fascistische Staat existiert, ist wohl ge-
gründet und innerlich gefestigt. Seine Macht ist verankert
in einer strengen Gesetzgebung, die das ganze Staats- und
Privatleben umfaßt: das Militär, die Beamten, die Polizei,
die Presse, die Schule, die Arbeiter und das Kapital sind
fest in Mussolinis Händen. Auch das Italienertum im Aus-
lande ist in die fascistische Zwangsjade gesteckt. Wer sich
gegen das Regime in Wort und Tat verkehrt, verliert
Bürgerrecht und Habe. Das haben die flüchtigen Anti-
fascisten Miti, der ehemalige Ministerpräsident, Professor
Salvemini, Dr. Donati, ehemaliger Direktor des „Popolo“,
die Abgeordneten de Ambris, Tonello und Vacicca erfahren.

Noch nicht ganz geklärt ist das Verhältnis des fasci-
stischen Italien zum Auslande. Man spürt deutlich, daß
Mussolini sich und seinen Freunden noch eine schwer zu er-
tragende Zurückhaltung auferlegt. Vorläufig wird in dun-
keln Reden der „große Augenblick“ angedeutet. „Wartet
auf das Zeichen zu neuem Schlachten“, ruft Mussolini seinen
Schwarzhemden zu — „und bereitet euch vor“. Diese Vor-
bereitung begreift auch die militärischen Rüstungen Italiens
in sich: dreißig Divisionen, 18 Monate Dienstzeit, 2000
Flugzeuge, neue Panzerschiffe und Unterseeboote. Dieses das
offizielle Programm, zur Ergänzung dazu das inoffizielle.
Italien rüstet fieberhaft. Schon hat es die zweitgrößte Luft-
flotte. Die Tatsache gewinnt politische Bedeutung, wenn
wir ihr Frankreichs Bemühungen, zu einer Abrüstung zu
kommen, entgegenstellen. Painlevés Vorlage sieht die Ab-
führung der Ausbildungszeit von 18 Monaten auf 16 als
Vorstufe zur einjährigen Dienstzeit und Herabsetzung der
Truppenmacht auf 20 Divisionen vor. Sollten diese ent-
gegengesetzten Programme Wirklichkeit werden, dann müßte
Italiens Kriegsmacht die Frankreichs in kurzem überflügelt
haben. Dann dürfte für Mussolini der Augenblick gekommen
sein, für Italien das Kolonialmandat zu fordern, das man
ihm bisher vorenthalten hat. Seine Politik ist die, in die
Waagschale der politischen Entscheidungen jeweilen die Macht
zu werfen. Diese Methode hat noch immer zum Krieg ge-
führt. Mussolinis Horoskop will aber wahr haben, daß
erst das Jahr 1928 das für Mussolinis Leben entscheidende
Ereignis mit sich bringen werde; die Auswirkung dieses
Ereignisses indessen werde nach 1931 kommen und zwar
als Katastrophe. Solange also kann der italienische Dik-
tator Europa noch in Atem halten.

Die Leipziger Frühjahrsmesse widerpiegelte in
der Verminderung der Ausstellerzahl gegen das Vorjahr
um zirka 12 Prozent — sie war von 11,300 Ausstellern
besetzt — die deutsche Wirtschaftskrise. Zwar blieb das
Bild das gewohnte: Die Straßen sind gefüllt von Hundet-
tausenden von Messebesuchern, die Leipzig zweimal im Jahr
für kurze Zeit in ein lebendiges Völkermuseum verwandeln.
Den Höhepunkt des Messebetriebes bildet am ersten Messe-
sonntag für das Auge die Petersstraße, in der durch einen
riesigen Menschenstrom die Reklameträger in geschmackvollen
aber auch grotesken Vermummungen auf und ab wandeln.
Die originellsten Einfälle der Reklametechnik kommen hier
zur Geltung. Die Reklame der Kinderwagenindustrie, wie
sie unsere Abbildung zeigt, hat den Vorteil, daß sie un-
mittelbar verstanden wird und keines Schriftenkommentars
bedarf.